



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Oppel, A.: Die Samoa-Inseln. I.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

der Fürsten gepredigt. Erst seit dem Augsburger Reichstage (1530) beginnt er, allmählich das Recht der Nothwehr in den heiligsten Gewissenssachen auch dem Kaiser gegenüber geltend zu machen. Wir sehen, wie hier ein starkes Reichs- und Einheitsbewußtsein mit einem ausgeprägten Stammes- und persönlichen Rechtsgefühl nach Ausgleichung ringt.

Doch genug der Proben. Sicherlich beweisen unsere Parallelen, daß Luther's Kernnatur auch heutigen Tages sich noch nicht überlebt hat, sondern in Luft und Licht auch unseres Jahrhunderts sich zurechtfinden würde.

---

## Die Samoa-Inseln.

### I.

Der am 12. Juli geschlossene Reichstag hat mitten unter den anstrengenden und die Parteien umgestaltenden Wirthschaftsberatungen eine Vorlage zu erledigen gehabt, die zwar ihrer Zeit wenig Aufsehen erregte, die aber doch unter günstigen Umständen von großer Tragweite für das deutsche Reich werden kann: den Freundschafts-Vertrag zwischen der kaiserlich deutschen und der samoanischen Regierung, der nach langen Unterhandlungen und nach Ueberwindung erheblicher Schwierigkeiten durch die Energie des deutschen Konsuls, des Herrn Theodor Weber, am 24. Januar 1879 zum Abschluß gebracht worden war. Dieser Vertrag ist nicht bloß deshalb wichtig, weil er die bedeutenden Besizungen und Handelsinteressen deutscher Bürger in jenen Gegenden schützt und ihnen gleiche Rechte mit den bisher dort bevorzugten Nationen, den Engländern und Amerikanern, einräumt, sondern auch den Anfang dazu macht, den ihr Vaterland verlassenden und in anderen Welttheilen ihren Wohnsitz aufschlagenden Deutschen die Stellung und den Einfluß zu verschaffen, der ihnen wegen ihrer allgemein anerkannten Tüchtigkeit und ihrer bewährten Arbeitskraft gebührt. Daran hat es bisher nur allzusehr gefehlt, wie dies besonders aus den Berichten des Kapitäns zur See v. Schleinitz ersichtlich wird, der in einer an die Admiralität im Jahre 1876 gerichteten Mittheilung sich hierüber folgendermaßen äußert: „Wenn die englisch-australischen Kolonien für Großbritannien eine Quelle des Reichthums und dadurch der Macht sind, so tragen hierzu nicht unwesentlich die in diesen Kolonien lebenden Deutschen bei, welche überall als fleißig schaffende, stille und loyale Bürger gelten. Man sollte

unter solchen Umständen annehmen, daß den Deutschen in den englischen Kolonien nicht nur eine geachtete, sondern auch eine einflußreiche Stellung zufiele und seitens ihrer englischen Mitbürger willig eingeräumt würde. Es ist dies aber nicht der Fall. Die Stellung des Deutschen entspricht durchschnittlich nicht seiner Leistung; der englische Kolonist betrachtet ihn, oft vielleicht kaum absichtlich und bewußt, nicht als vollberechtigt neben sich, er läßt ihn nicht zur Ebenbürtigkeit aufkommen, es sei denn, daß der betreffende Deutsche durch Heirath mit einer einflußreichen englischen Familie liirt ist und sein Deuthum bis zur Verleugnung aufgibt. Der Ursachen für diese Erscheinung gibt es mehrere. Der Deutsche geht gleich dem Engländer nach den Kolonien, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen und, wenn möglich, in kurzer Zeit reich zu werden. Wenn in der Kolonie geboren, so bildet dies nicht weniger den Hauptantrieb für alle Handlungen, namentlich beim Engländer. Der große Unterschied zwischen beiden ist indeß, daß der Engländer von vornherein die Politik als einen wesentlichen Hebel betrachtet, seinen Zweck zu erreichen, und daher dahin trachtet, Einfluß auf sie zu gewinnen, während der Deutsche sich möglichst rasch in die gefundenen Verhältnisse fügt, welche zu seinen Gunsten zu beeinflussen ihm umsoweniger in den Sinn kommt, als ihm der Mehrheit und der halb gefühlten Sicherheit der Engländer gegenüber die Ausichtslosigkeit klar ist. Daher pflegen sich die Deutschen von aller Politik fern zu halten. In den wenigen Fällen, wo unabhängige Deutsche selbst in eins der Parlamentshäuser kommen, müssen sie sich nicht selten gefallen lassen, daß ihnen von anderen Parlamentsmitgliedern gesagt wird: über diesen oder jenen Fall könnten sie nicht mit hineinreden, denn sie wären Deutsche; und dies trotzdem daß sie regelrecht naturalisirt sind, denn ohne dies könnten sie nicht gewählt werden. Eine unmittelbare Folge dieses Sichfernhaltens von Politik ist, daß die Deutschen nur in äußerst seltenen Fälle offizielle Aemter erhalten, also auch von diesem Standpunkte aus einflußlos bleiben.

Viele Engländer, namentlich solche der besseren Stände, gehen mit einigem materiellen Kapital in das Ausland, um es rasch zu verhundertsfachen. Der Deutsche selten. Er wird daher fast immer zunächst dem Engländer dienstbar und arbeitet für ihn, sei es als Handwerker, Ackerbauer, Kaufmann, Künstler oder selbst Gelehrter. In sehr vielen Fällen erwirbt der für den Engländer arbeitende Deutsche erst ein selbständiges Auskommen in der zweiten Generation, und diese hört dann leider oft auf, deutsch zu sein, weil wenig vorhanden ist, um ihren deutschen Patriotismus wachsam zu halten, denn eine politische Verbindung mit dem Mutterlande existirt nicht. Daß unter solchen, dem Deutschen das Vorwärtzkommen im Auslande erschwierenden Umständen derselbe, wenn er einmal trotzdem durch sein besonderes Geschick Erfolge aufzuweisen hat, sofort

Gegenstand der Eifersucht wird, die ihm jedes mögliche Hinderniß in den Weg wirft, ist fast unerklärlich, trotzdem aber Thatsache.“

In der That, ein wenig erfreuliches Bild, das aber aus anderen Theilen des Auslandes seine volle Bestätigung findet. Demgegenüber muß es besonders anerkannt werden, daß es dem Hause der Hamburger Kaufleute Godeffroy durch außerordentliche Umsicht und vorzügliches Geschick auf den noch unabhängigen Inseln gelang, die englische und amerikanische Konkurrenz glänzend aus dem Felde zu schlagen und bei weitem die erste Stelle auf den polynesischen Inseln einzunehmen. Unser eben angeführter Gewährsmann findet den Grund für „dies thatsächliche Floriren des deutschen Handels“ in dem Umstande, daß „diese Inseln einen neutralen Boden bildeten, auf welchem der Deutsche dasselbe Recht besaß und sich derselben Vortheile erfreute, wie der Engländer, Franzose, Amerikaner u.“ „Die Konkurrenz ist überwunden worden durch gewisse Vortheile der Inseln des großen Oceans. Diese bestehen zunächst darin, daß Zölle und Abgaben der handeltreibenden Europäer auf allen diesen Inseln so gut wie unbekannt waren; sodann darin, daß nicht mit Geld, sondern mit Waaren bezahlt wurde, an denen ein erheblicher Gewinn genommen wurde, schließlich darin, daß Land und bei entsprechendem Arrangement, was aber bedeutende Kapitalien erforderte, auch Arbeiter billig zu haben waren.“

Aber diese Vortheile, so schien es, sollten den Inseln nicht lange eigenthümlich sein. Aufmerksam geworden durch die großartigen Erfolge jenes deutschen Handelshauses streckten Engländer und Amerikaner ihre Hände habgierig nach den gesegneten Eilanden aus, und einer oder der andere von ihnen durfte um so eher hoffen, sein Ziel zu erreichen, als die Eingebornen selbst, der unaufhörlichen Kämpfe unter einander müde, sich theils an den Präsidenten der Vereinigten Staaten, theils an die Königin von England mit der Bitte um Protektion oder Annexion wandten. Wenn der letztere Fall eingetreten wäre, so ist es klar, daß die deutschen Interessen in jener Gegend, wenn nicht zu Boden gedrückt, so doch wenigstens hart geschädigt worden wären. Diese drohende Gefahr ist nicht mehr zu fürchten. Denn der Freundschaftsvertrag sichert den Deutschen die Gleichberechtigung mit den anderen Nationen und gibt ihnen das Recht, bei etwaiger Neuordnung der Verhältnisse ein entscheidendes Wort mitzusprechen.

Den neuen Bundesgenossen des deutschen Reichs etwas genauer kennen zu lernen, ist ein Wunsch, der umsomehr Berechtigung hat, als über das Land und seine Bewohner bisher vielerlei falsche Vorstellungen bestanden. Im Nachfolgenden versuchen wir, diesem Wunsche nach möglichst vielen Seiten hin gerecht zu werden.

Wer eine moderne Karte des großen Oceans auch nur von geringem

Maßstabe überblickt, dem erscheint die Stelle zwischen dem 25° S.Br. und 12° N.Br. wie mit größeren und kleineren Inseln besät; in die Tausende geht die Zahl dieser allerdings mitunter verschwindend kleinen Eilande. Eine kartographische Darstellung der Südsee dagegen etwa aus dem Jahre 1775 würde an derselben Stelle fast nichts als Wasser zeigen. In den 250 Jahren seit der ersten Durchsegelung dieses ungeheuren Meeres durch Magelhaen bis auf die großen Leistungen von James Cook hat man keine nennenswerthen Entdeckungen hier gemacht, und den Eingebornen dieser glücklichen Inseln sollte es vergönnt sein, von dem für sie doch meist verderblichen Verkehre mit den Kulturvölkern am längsten unberührt zu bleiben. Die Inseln, welche man gegenwärtig unter dem Namen „Samoa“ begreift, waren zwar schon im Jahre 1722 von dem Holländer Roggeveen gesehen worden, aber erst seit der Weltumsegelung des Franzosen Bougainville, der sie zwar ebenfalls nur von seinen Schiffen aus betrachtete, also seit dem Jahre 1769, mußte man etwas näheres über die „Navigator“-Inseln — diesen Namen hatte ihnen jener Erdumsegler wegen der außerordentlichen Gewandtheit der Eingebornen in der Leitung ihrer Rähne gegeben. Das erste Betreten der Inseln aber sollte nicht gefahrlos ablaufen. Der Begleiter des Weltumseglers La Perouse, Kapitän de Langle, hatte sich, ermutigt durch den guten Eindruck, den die Insulaner bei einem flüchtigen Besuch auf ihn gemacht hatten, trotz der Abmahnungen seines Gefährten nicht abhalten lassen, auf zwei Booten mit 63 Schiffsteuten zu landen. Seine Absicht war, frisches Süßwasser aus den am Ufer hervorbrechenden Quellen zu holen, um die Schiffe damit zu versorgen und bei dieser Gelegenheit nähere Beobachtungen anzustellen. Eben waren seine Boote an das Land gestoßen, als einer der zahlreichen am Ufer stehenden Eingebornen sich etwas von den im Rahn befindlichen Gegenständen aneignen wollte. Langle griff sofort nach dem Gewehr und gab Feuer. Die Eingebornen, durch dieses ihnen ganz neue Ereigniß aufgeschreckt und aufgereggt, antworteten mit einem Hagel von Steinwürfen. Langle, selbst schwer getroffen, konnte sich nicht mehr aufrecht halten und stürzte in's Wasser, dasselbe widerfuhr 13 seiner Gefährten, während die übrigen, obwohl auch nicht ohne Wunden, sich durch Schwimmen bis zu ihren Schiffen retteten und den um das Leben seines Freundes ohnehin besorgten La Perouse von dem traurigen Geschick der anderen benachrichtigten. La Perouse sah in dem schrecklichen Ereigniß die Bestätigung der bangen Ahnung, die ihn ergriffen hatte, als ihm Langle seinen Plan, die Inseln zu besuchen, mittheilte. Diese Bucht, an der Langle hatte landen wollen, erhielt den Namen *bai du massacre*, und die Inselbewohner kamen wegen dieser That so in Verruf, daß sie etwa 50 Jahre lang von wissenschaftlichen Reisenden augenscheinlich gemieden wurden. Erst Dumont d'Urville auf seiner Reise *au pôle sud et dans*

l'Océanie ließ sich durch jenen Vorfall nicht abhalten, an den Inseln, über deren Schönheit er entzückt war, zu landen und mit den Eingebornen in Verkehr zu treten. Wenn er nun auch nicht der erste Europäer war, der den Fuß auf die Inseln gesetzt hat — denn schon etwa ein Jahrzehnt früher hatten einige aus Australien entflozene Sträflinge, einige Wallfischfänger und der Missionär Williams ihre theils verderbliche, theils segensreiche Thätigkeit auf den Inseln begonnen —, so gebührt dem um die Wissenschaft hochverdienten Manne doch der Ruhm, zuerst authentische Nachrichten über jene Eilande gesammelt und mitgetheilt zu haben; alle bisherigen Berichterstatter beurtheilten Land und Leute nur vom Schiffe aus. Wer d'Urville's begeisterte Schilderung von dem bezaubernden Anblicke, der ihm zu Theil wurde, gelesen hat, der begreift es, wenn der Verfasser sagt: Il faut se féliciter d'avoir trouvé quelque coin qui ait échappé aux recherches des voyageurs. Zugleich trat d'Urville der Behauptung entgegen, daß die Insulaner Menschenfresser seien, und klärte den unglücklichen Vorfall mit Vangle auf, indem er mittheilte, daß fremde Insulaner, nicht einheimische, sich des Eigenthums der Franzosen bemächtigen wollten und auf diese Weise jene unglückselige Katastrophe herbeiführten. Ja, d'Urville hält es sogar für möglich, daß von den damals nicht zum Schiffe zurückgekehrten Franzosen mehrere am Leben blieben, und zwei von ihnen sich auf der Insel verheiratheten. Allerdings gelang es ihm nicht, die Nachkommen derselben ausfindig zu machen. Endlich hat d'Urville auch den jetzigen Namen der Inseln, Samoa, in die Erdkunde eingeführt.

Nachdem der Fluch gebrochen war, mehrt sich das Material über die Inseln zusehends; nicht mehr bloß die wissenschaftlichen Reisenden berichten über sie, auch die Missionäre und Kaufleute, die miteinander in Ausbeutung neu entdeckter Länder, ein jeder in seinem Sinne, wetteifern, tragen nicht unwesentlich zu ihrer Kenntniß bei. Die Angaben der Missionäre in ethnographischer Beziehung müssen freilich immer mit großer Vorsicht aufgenommen werden. Die letzte und jüngste Quelle über die Inseln liegt uns vor in den soeben erschienenen „Verträgen und Uebereinkünften des Deutschen Reichs mit den Samoa-Inseln und andern unabhängigen Inseln der Südsee. Dem Bundesrath und dem Reichstag im Mai—Juni 1879 vorgelegt und mit Genehmigung des Auswärtigen Amtes herausgegeben.“ (Hamburg, L. Friedrichsen & Co., 1879.) Dieser stattliche Folioband enthält außer dem Vertrag selbst und den damit zusammenhängenden Aktenstücken wichtige Denkschriften deutscher Schiffskapitäne und des deutschen Konsuls in Apia, sowie Aeußerungen deutscher und auswärtiger Autoritäten über die handelspolitische Wichtigkeit jener Inseln, und außerdem eine Anzahl übersichtlicher Karten, an denen es bisher fehlte.

Der *Somoa*-Archipel zeichnet sich schon durch seine günstige Lage inmitten des polynesischen Inselmeeres aus und hat zu Nachbarn im N. die *Tokelau*- oder *Union*-Inseln, im D. die *Gesellschafts*- und *Hervey*-(*Cook*) Inseln, im S. die *Tonga*-Inseln und im W. den *Viti*- und *Ellice*-Archipel. Abgesehen von einigen kleineren Eilanden besteht er aus drei größeren und 6 kleineren Inseln, die sich alle in der Richtung von W.N.W. nach D.S.O. etwa über siebenzig Meilen ausdehnen. Gleichzeitig können sie nicht erblickt werden, während allerdings der von Westen herkommende Seefahrer die andre schon sieht, wenn er die eine verläßt. Von einer gewissen Entfernung aus gesehen, gleichen sie einer langen Reihe von Bergen von beträchtlicher Höhe, bekleidet mit reicher Vegetation vom Fuße bis zur Spitze, bei näherer Ansicht erblickt man die malerischen Linien und Höhen der einzelnen Berge mit tiefen Einschnitten und sanften Abhängen, deren Flächen bis zum Wasser herunter überall mit dunklem Laub bedeckt sind. Die Landvorsprünge treten schroff und klar hervor, und die großen offenen Kanäle zwischen den größeren Inseln sind frei von Felsen, Untiefen und Rissen. An der Küste entlang fahrend, bemerkt man überall dichte tropische Vegetation, unterbrochen durch Zeichen der Kultur; zahlreiche Ströme fließen von den mit schwerem Holz bewachsenen Bergen herab und unterbrechen mit ihren Wasserfällen die Landschaft. An den Küsten zeigen sich die Dörfer der Eingebornen, über die ruhigen dunkelgrünen Wasser der Lagunen, welche gegen den Ocean durch schäumende Korallenriffe geschützt sind, schießen die Canoes derselben, die nicht wenig zur Belebung der Landschaft beitragen. Ueber alle Maßen reizvoll muß der Eindruck sein, den die Inseln auf den Beschauer machen — darüber ist nur ein Stimme; d'Urville steht nicht an, sie für die schönsten Inseln der Südsee, d. h. also der Erde überhaupt, zu erklären; nach seiner Meinung übertreffen sie sogar *Tahiti*.

Alle Inseln zusammengenommen umfassen ein Areal von nahezu 55 deutschen geographischen Quadratmeilen, übertreffen also an Flächeninhalt um ein Geringes das Großherzogthum *Mecklenburg-Strelitz*, während letzteres der Bevölkerungsziffer nach die Inseln fast um das Dreifache überragt, denn auf sämmtlichen Inseln leben nach einem von den Missionären in den Jahren 1874/75 vorgenommenen Census 37000 Eingeborne. Die bedeutend höheren Angaben älterer Reisenden, z. B. die 80000 des *Dumont d'Urville* beruhen nur auf ganz oberflächlichen Schätzungen und gestatten daher auf die Frage, ob die *Samoaner* sich vermehren oder vermindern, keinen irgendwie sichern Schluß.

Der Entstehung nach gehören alle Inseln zu den hohen, d. h. den durch vulkanische Kräfte emporgetriebenen: wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, so würde er in der kegelförmigen Gestalt der Berge, denen deutlich erkennbare Krater aufgesetzt sind, und in den an allen Abhängen sich vorfindenden

vulkanischen Gesteinarten, wie Lava, Tuff, Basalt und basaltischen Laven, zu finden sein. Die Richtung der Inseln bezeichnet den vulkanischen Spalt, durch den ein Vulkan neben dem andern emporgeschoben wurde. Da wo mehrere nahe bei einander entstanden, hob sich zugleich das ganze Terrain zwischen ihnen mit empor, und wenn etwa eine seichte Meerenge einen Zwillingss- oder Drillingsvulkan noch abtrennte, so wurde diese durch die rege Auswurfsthätigkeit und zahlreiche Lavaströme bald ausgefüllt. Drang aber die glühende Masse in weiterer Entfernung von den übrigen aus dem Spalt empor, so blieb der Vulkan isolirt und stellte das Ideal einer kegelförmigen Insel dar. An den so geschaffenen Festlandsrändern begannen nun die unermüdblichen Korallenthierchen ihre aufbauende und landschützende Thätigkeit. Sie umgaben die alten Vulkane mit einer Garnirung von Riffen und schützten die Küsten vor heftiger Brandung. Auch Kraterseen sind vertreten: ein solcher bildete sich, um ein Beispiel anzuführen, in dem kreisrunden, etwa 2000 Fuß umfassenden Becken des Lanutokraters mit einer größten Wassertiefe von 66 Fuß. Daß die vulkanische Thätigkeit noch nicht ganz erloschen ist, dafür spricht ein im Jahre 1866 beobachteter submariner Ausbruch, der an der Küste der Insel Nofenga stattfand. Während heiße Quellen nur selten aus den Lavagesteinen hervorsprudeln, treten Erdbeben um so häufiger auf, ohne indeß großen Schaden anzurichten. Das Meer um die Inseln gilt im allgemeinen als sicher, da Barrierenriffe überhaupt nicht vorkommen, und die Korallenriffe, hie und da einen Theil des Küstenraumes freilassend, den Zugang zum Strande gestatten. An Häfen freilich ist gerade kein Ueberfluß, und die vorhandenen sind mit manchen Mängeln behaftet, doch nicht von der Art, daß sie der Schifffahrt unübersteigliche Hindernisse entgegenstellten. In Folge reicher Bewässerung, vielfältiger Niederschläge und unter Mitwirkung einer hohen Temperatur sind die vulkanischen Gesteine, die in nördlicheren Gegenden sich länger erhalten, rasch verwittert und haben eine üppige tropische Vegetation emporprossen lassen, die bis zu den Spitzen der Berge aufsteigt und selbst die ehemaligen Stätten der verheerenden Feuerthätigkeit mit saftigem Grün überzogen hat. Nur die jüngsten Lavafelder, an deren Verwitterung die meteorologischen Erscheinungen noch arbeiten, liegen unbewachsen da, sind aber so selten anzutreffen, daß sie im Verhältniß zum Ganzen den herrlichen Eindruck, den die Inseln machen, nicht zu schmälern vermögen. Außerdem fehlt der Wald nur noch an denjenigen Stellen, die in neuerer Zeit zum Anbau verwendet worden sind. Ueberall sonst tritt er in der prächtigsten Form auf. Farne und Palmen zeigen hohe Stämme und tragen sogar eine dunklere Belaubung, als sie die brasilianischen Wälder erzeugen. Die Bäume verzweigen sich erst in der Nähe der Gipfel; die Stämme und sogar die Kronen sind oft mit einem dicken Polster von Pfefferarten und Schlinggewächsen be-

deckt, und zahlreiche Farne und Pothosgewächse umkleiden den Fuß der Waldriesen. Und während die amerikanischen Urwälder wegen des gewaltigen Wuchses ihren Schlingpflanzen ein fast undurchdringliches Gewirr darbieten, treibt auf diesen Inseln unter dem Schatten der hohen Baumkronen das Gesträuch und Schlingwerk spärlicher und gewährt die Möglichkeit, diese prächtigen Wälder mit Leichtigkeit zu durchstreifen. Der Wirkung des dichten Laubdaches ist wohl auch der Umstand zuzuschreiben, daß bunte Blumen fast ganz fehlen, und die meisten Blüthen eine weiße oder grauliche Färbung tragen. Besonders auffallend ist eine Baumart, welche die Eingebornen „Dhwa“ nennen, die *figus religiosa*. Diese treibt Luftwurzeln von einem Zoll bis zu zwei Fuß im Durchmesser, die sich zu tausenden in den Boden senken. In einer Höhe von achtzig Fuß vereinigen sie sich zum Hauptstamme und tragen ein ungeheures Dach von horizontalen Nestern, welches sich über die Gipfel der anderen Bäume ausbreitet. Beachtenswerth ist auch eine *Cerbera*-Art mit prachtvollen Trauben wohlriechender, weißer Blüthen, aus deren klebrigem Saft vielleicht Kautschuk gewonnen werden kann. Eine *Urticee* besitzt Blätter, deren ätzender Saft einen schmerzhaften Ausschlag hervorrufft. Sonst findet man noch Bambus, wildes Zuckerrohr, wilden Ingwer und zwei verschiedene Arten des wilden Maulbeerbaums. Im allgemeinen nähert sich die Vegetation der ostindischen, ist aber reicher und üppiger als auf Tahiti.

Zu diesem herrlichen Pflanzenwuchs steht die Armuth der Inseln an einheimischen Thieren in auffälligem Gegensatz; sie wird aber begreiflich, wenn man bedenkt, daß diese erst in verhältnißmäßig junger geologischer Zeit aufgetauchten Landflecken ihre Pflanzen wie ihre Thiere von Südostasten her erhalten haben. Die Samen der ersteren konnten unter dem Einfluß von Winden und Meeresströmungen eine viel erfolgreichere Wanderung antreten als die letzteren. So kommt es, daß die Säugethiere auf die kosmopolitische Ratte und auf den großen fliegenden Hund beschränkt blieben, während die ebenfalls von den ostindischen Inseln herkommende Bevölkerung das Schwein und den Hund mitbrachte, zu denen sich in neuester Zeit noch Rind und Pferd gesellt haben. Etwas besser als mit den Säugethieren ist es mit den Vögeln bestellt, die mit ihrem bunten Gefieder viel zum Schmucke der Wälder beitragen. Hier sieht man eine Menge schöner Tauben, die Lieblingsvögel des Samoaners, die er für heilig hält, und die er sich zum Zwecke der Jagd auf andere Vögel abrichtet, wie es früher in Europa mit dem Falken geschah, dort lärmt eine Schaar langschwänziger Papageien und anderer buntgefiederter Vögel, bringt Leben und Bewegung in die Majestät des Haines und mildert seine feierliche Stille. Die Raubthiere sind nur durch eine Eulenart vertreten. Von den Kriechthieren trifft man Schlangen, darunter auch giftige, und Eidechsen, des kleineren Ge-

thiers wie der Schmetterlinge, Käfer, Ameisen und Moskiten nicht zu vergessen. Reicher gestaltet sich die Thierwelt des Meeres, welches Schildkröten, Seeschlangen, vielfältige Fischarten, Weichthiere und Zoophyten in großer Fülle enthält.

Das Klima der Samoa=Inseln darf im Vergleich zu anderen Tropengegenden als schlechthin vortrefflich bezeichnet werden. Obwohl unter 13° S. Br. gelegen, haben sie Temperaturen, unter denen der Europäer ohne Nachtheil für seine Gesundheit körperliche Arbeiten verrichten kann. Der Grund zu dieser erfreulichen Thatsache liegt zunächst in dem Umstande, daß die frischen Passatwinde die heiße Luft abkühlen, und daß das ganze Jahr hindurch häufige Niederschläge den Boden erfrischen, ohne daß doch, wie es in anderen tropischen Gebieten der Fall ist, das Wasser in sumpfigen Niederungen stagnirte und jene berüchtigten fiebererzeugenden Miasmen hervorriefe. Auf den höheren Plateaux ist das Laubdach so dicht, daß der Boden in steter Feuchtigkeit bleibt, und durch die regelmäßig darüber hinziehenden Regenschauer bildet sich ein System der Bewässerung, wie es in keinem Theile der Welt übertroffen wird. Da der Boden sich als ein loser, poröser, meist chocoladenfarbiger oder röthlicher zeigt, der an den Küsten mit Sand und Korallenabfällen vermischt ist, und die Oberfläche überall mehr oder weniger geneigt ist, so fehlt es hier gänzlich an den sumpfigen Niederungen, die andere Tropenländer in Verruf gebracht haben. Im allgemeinen ist das Klima mild und angenehm und wenig veränderlich. Die Regenzeit, die von Anfang December bis Ende April währt, ist wegen ihrer hohen Temperaturen, die jedoch 32° C. nicht übersteigen, und wegen der sehr heftigen Regengüsse und Gewitter die weniger angenehme; der Winter dagegen, vom Juni bis August, hat Tage, in denen das Thermometer bis zu 15° C. sinkt. Die mittlere Jahrestemperatur schwankt zwischen 21 und 27° C.; der kälteste Theil des Tages liegt in den frühen Morgenstunden zwischen drei und vier Uhr. Bald nach Aufgang der Sonne tritt die Zeit der stärksten Erwärmung ein. Selbstverständlich wechseln die Temperaturen je nach der Höhenlage der Dertlichkeiten, auf den höhern Bergen kann man eine warme Kleidung recht gut vertragen.

Als die ersten Entdecker der Samoa=Inseln von Amerika herkamen, stießen sie zunächst auf den äußersten Vorposten des Archipels, die kleine Rose=Insel, und fanden erst, je weiter sie nach Westen vordrangen, die größeren Eilande. Die größte Insel Savaii ist zugleich die westlichste: sie hat die Gestalt eines schief liegenden Vierecks mit ungleichen Seiten und etwa die Größe von Majorca (31 □ M.). Mit niedrigen Ufern versehen, steigt sie von allen Seiten allmählich bis zur Höhe von 800 Meter auf; dann bildet sich ein inneres Plateau, das etwa an Sicilien denken läßt. Auf diesem strecken erloschene Vulkane hier und dort ihre Regel empor, der höchste derselben, den Dana auf 1900 Meter schätzte, erhebt sich etwa 1700 Meter. Das Innere der Insel und die Plateaux, die von Eingebornen

und Fremden selten besucht werden, bilden eine Wildniß von Palmen, Platanen, Citronen, Mangoes und Brodfruchtbäumen, verbunden mit einem dichten Gebüsch von Schlingpflanzen. Zwei große Seen, zahlreiche Wasserfälle und Bäche unterbrechen die Waldeinsamkeit; an der Südküste ergießen sich zwei größere Flüsse in den Ocean. Der Theil zwischen dem Ocean und dem Binnenplateau, der sich nicht sehr breit um die ganze Insel herumzieht, ist außerordentlich fruchtbar. Hier stehen auch die meisten Hütten der Eingebornen, eine fast ununterbrochene Kette von Dörfern bildend. Gegen die rauhe und felsige Südküste bricht sich die See; die weniger rauhe Nordküste hat einige gute Häfen, die jedoch größere Schiffe nicht aufnehmen können. Korallenriffe zeigen sich nur an einzelnen Stellen der Küste. Unter den Bergen, die beständig mit Wolken umzogen sind, kennt man am besten den Vulkan Mua, auf dessen Ostseite einige noch ganz unverwitterte Lavafelder liegen, von den Eingebornen O le mu (das Glühende) genannt.

Durch eine nur drei Meilen breite Meerenge getrennt, schließt sich nach Osten hin das länglich gestaltete, seiner Form nach etwa mit Areta vergleichbare Upolu an. In der Meerenge selbst liegen noch zwei kleinere Eilande, Upolima, ein einziger 470 Fuß hoher Vulkan ohne Landungsplatz und mit so steil abstürzenden Felswänden, daß es zu Kriegszeiten eine uneinnehmbare, natürliche Festung bildete, und Manono, das mit Dörfern bedeckt und vollständig angebaut, in der Nähe gesehen wie ein großer Wald von Brodfruchtbäumen und Cocospalmen erscheint. Wenn Savaii dem Flächeninhalt nach den ersten Platz einnimmt, so gebührt dieser Rang dem nur halb so großen Upolu wegen seiner auffallenden Fruchtbarkeit und, was die Folge davon ist, seiner beträchtlich dichteren Bevölkerung. Ringsum von Korallenriffen geschützt, macht es den Eindruck eines langen und scharfen Bergrückens, von dem sich nach Süden und Norden fruchtbare Thäler und Plateaux bis zur See hinabziehen. Die durchschnittliche Höhe dieser Bergkette mag etwa 600 Meter betragen, während die bedeutendsten Erhebungen 100 Meter erreichen und einen ziemlich imponirenden Eindruck machen, weil sie mitunter fast unmittelbar vom Meerespiegel aus sich erheben. Dies ist auch der Grund, daß ältere Seefahrer die Berge dieser Inseln mit dem Pic von Teneriffa verglichen haben. Große Flächen dichtbewaldeten fruchtbaren Landes finden sich überall. Am reichsten und ergiebigsten ist das westliche Drittel; das östliche zeigt einen etwas rauheren, bergigen Charakter, hat aber tiefe Buchten, die gute und sichere Häfen bilden. Eine lange Linie von Rissen mit offenen Kanälen und Bootpassagen liefert eine große Zahl schützender Plätze für kleinere Fahrzeuge. Dadurch erhält die nördliche Seite eine größere kommerzielle Wichtigkeit als die südliche, obgleich es auch dort nicht an passenden Ankerplätzen fehlt. Die Wasserversorgung hat eine nie versiegende

Quelle in den feuchten Wolken, welche unausgesetzt den Berggründen umlagern und sich dort in regelmäßigen Regenschauern auflösen; zahlreiche kleinere Ströme ergießen sich von den Anhöhen in die Thäler und Ebenen, an vielen Stellen Wasserfälle von seltener Schönheit bildend. Amuthige Landschaften wechseln mit wilden Felspartieen. Im mittleren Theile der Insel sind die Berge schroff und eckig, oft steilen Mauern gleich, zwischen denen, tief eingebettet, Gießbäche über ihr Felsenbett dahinrauschen. Viele derselben erreichen aber das Meer nicht, denn sie versickern in dem zelligen Boden der Lavagesteine und treten erst am Ufer in Gestalt von kräftigen Quellen wieder zu Tage und versorgen so — ein neuer Vortheil — die Küstenstrecken mit frischem Süßwasser. Im westlichen Theile ist der Boden so unterhöhlt, daß der Wanderer oft dumpfe Töne unter sich erdröhnen hört und erschrickt. Derartige unterirdische Gänge führen meist bis an's Meer und zeigen an Wänden und Decke weißliche Inkrustationen als Bildungen des durchsickernden feuchten Elements.

Etwas weiter entfernt liegt die drittgrößte Insel Tutuila, ihrem Außern nach der wildeste und malerischste Bestandtheil der ganzen Gruppe; hohe Berge ziehen sich durch die ganze Insel von Ost nach West und dachen sich nach dem Wasser zu sanft ab. Das ganze Land ist von der üppigsten Vegetation bedeckt und bietet Bilder von großer Schönheit. Korallenriffe umgeben die Buchten, an deren Ufern unter dem Schatten der Kokospalmen und Brodfruchtbäume sich überall Dörfer der Eingebornen zeigen. Das felsige nördliche Ufer bildet viele Buchten mit manchem guten Hafen und sicheren Ankerplätzen; hier ist auch die Stelle, wo Langle seinen Tod fand. Der Haupthafen, Pago Pago, liegt auf der Südseite. Allenthalben von steilen Bergen umgeben, macht er ganz den Eindruck wie der Grund eines alten Kraters. Durch diese Lage ist Pago Pago gegen alle Stürme geschützt und dabei groß genug, um die Flotten mehrerer Nationen in sich aufzunehmen. Seine Wichtigkeit sofort erkennend, zögerten denn auch die Amerikaner nicht, sich seinen Besitz durch einen Vertrag mit der Regierung der Inseln zu sichern.

Die nun folgende Gruppe Manua besteht aus drei Theilen, dem kreisrunden Tau, dem größten unter ihnen, einem einzigen etwa 1000 Meter hohen Vulkan mit abgestuztem Gipfel, der, nach allen Seiten steil abfallend, nur an den Küsten einen ebenen Saum hat, mitunter aber unmittelbar aus dem Meere mit mehr als 100 Meter hohen Wänden ansteigt. Korallenbauten fehlen hier ganz. Die beiden anderen Glieder dieser Gruppe, Ofu und Nofenga, sind wesentlich kleiner. Der äußerste Vorposten des Samoa-Archipels im Osten endlich, Rose, so genannt von Kapitän Freycinet 1819 nach seiner ihn begleitenden Frau, ist ein kleines, rundes Lagunenriff von  $\frac{1}{2}$  Meile im Durchmesser, durch welches an der Nordseite ein Kanal in die ziemlich tiefe Lagune führt. Seitdem der Versuch

eines deutschen Kaufmanns, auf ihr eine Fischereistation anzulegen, mißglückte, ist sie unbewohnt; an menschliche Thätigkeit erinnern nur noch die Kokospalmen, welche bei jener Gelegenheit angepflanzt wurden. Streng genommen und von physikalischem Standpunkte aus betrachtet, gehört Rose nicht mit zum Samoa-Archipel, da es keine Spuren vulkanischer Thätigkeit zeigt, sondern seine Entstehung lediglich den Arbeiten der Korallenthierchen verdankt.

Die 37 000 Einwohner der Samoa-Inseln vertheilen sich so, daß 12 000 auf Savaii, 20 000 auf Upolu, 3700 auf Tutuila und 1300 auf Manua kommen. Unterschiede zwischen den auf den verschiedenen Inseln wohnenden Menschen sind zwar hervorgetreten, können aber nicht für so tiefgreifend angesehen werden, daß die Bevölkerung nicht zusammen betrachtet werden dürfte. Körpermerkmale, Sprache und Kulturstufe sind gleich, nur die größere oder geringere Wildheit bezeichnet einen Unterschied.

Was die ethnographische Stellung der Südseeinsulaner anlangt, so herrschte darüber bis vor kurzer Zeit große Unklarheit; indeß scheint es doch, als ob seit dem sichtenden Verfahren Oskar Beschel's die Urtheilsfähigen sich dahin geeinigt hätten, daß die Bewohner Australiens und der gesammten Inselwelt in drei Hauptklassen zu ordnen seien: die Australier auf Australien und vordem auf Tasmania, die Papua (Melanesier) auf dem sogenannten innern Inselgürtel und die Polynesier auf den übrigen Inseln der Südsee. Letztere gelten als eine Abzweigung der Malayen, die sich von ihrem wahrscheinlichen Ursitz, der Halbinsel Malakka, aus erst über die südostasiatischen Inseln verbreiteten und im Laufe der Zeit immer weiter nach Osten vordrangen, bis sie ihre östlichste Station, die Osterinsel, erreichten. Die nördlichste Gruppe ihres Verbreitungsgebietes bilden die Sandwichinseln, ihre südlichste Niederlassung ist Neuseeland. Die Westgrenze nach den aus Papua und Malayen gemischten Mikronesiern, bei denen jedoch der malayische Typus überwiegt, liegt zwischen den Ellice- und den Gilbert-Inseln. Zu diesen Mikronesiern wurden von älteren Reisenden, z. B. noch von Lesson, auch die Eingebornen der Samoa gerechnet. Jacquinot aber, der Begleiter des mehrfach erwähnten Dumont d'Urville, hat schlagend nachgewiesen, daß die ältere Auffassung irrig ist, und daß die Samoaner als echte Polynesier, d. h. malayische Abkömmlinge, angesehen werden müssen. In der That besitzen sie die körperlichen Vorzüge dieser Race in hervorragendem Maße. Die Männer sind groß, stark gebaut, von kühnem Blick, ernsthaftem, würdevollem Gesichtsausdruck, schöner als alle Polynesier, abgesehen von den Tonganern; ihr Körperwuchs ist schlank und dabei kräftig, ihre Hautfarbe hell olivenbraun, das Haar dunkel, glatt und schlicht, der Bartwuchs und die Leibesbehaarung spärlich, die Gesichtszüge angenehm und intelligent, die Augen schwarz, nicht selten groß und ausdrucks-

voll, der Mund groß, die Lippen voll, die Backenknochen etwas hervorstehend. Den Männern gegenüber gelten die Frauen im allgemeinen als weniger schön: ihr Körperbau erscheint etwas zu stämmig, der Gesichtsausdruck hat etwas Energisches, fast Männliches, ihren Zügen fehlt die Weichheit. Doch trifft man auch hübsche Gesichter unter ihnen mit dem Ausdruck der Schamhaftigkeit. Was den letzteren Punkt anlangt, so zeichnen sich die samoanischen Frauen vortheilhaft vor den übrigen polynesischen aus, deren Moral für sehr lax gilt. Dumont d'Urville hebt es ganz besonders hervor, daß die eingebornen Frauen die Bewerbungen seiner Matrosen standhaft zurückwiesen, und wenn sie nach anderen Berichten sich der Matrosen- und Pflanzergalanterie zugänglicher zeigten, so steht doch soviel fest, daß sie viel zurückhaltender sind als z. B. die schönen Bewohnerinnen der Sandwichinseln, die Kanaka. Jedenfalls muß man bei Beurtheilung dieser Frage den entsprechenden Maßstab anlegen und die Naivetät des Naturvolkes mit in Rechnung ziehen.

Den Charakter der Samoaner erklären alle genaueren Kenner für harmlos, freundlich und heiter, ihre geistigen Anlagen für beachtenswerth, während der Trieb zur Arbeit nur selten hervortritt. Sie befinden sich in der glücklichen Lage, daß die überreiche Vegetation, die beispiellose Fruchtbarkeit auch ohne große Anstrengung ihrerseits sie versorgt, und verrichten nicht mehr, als sie eben zu ihrer leiblichen Erhaltung, Kleidung und Wohnung nöthig haben. Wenn unter ihren häuslichen Tugenden eine zärtliche Liebe zu den Kindern und eine hohe Ehrfurcht gegen das Alter am meisten auffallen, so nennt man als ihre Stammeslaster zunächst ihre Neigung zum dolce far niente, ihre Habsucht, Veränderlichkeit und ihren Hang zum Stehlen. Der letztere hat wohl darin seinen Grund, daß bei dem Mangel eines genau bestimmten persönlichen Besitzes die Begriffe über Mein und Dein nur unvollkommen entwickelt sind. Doch treiben sie ihren Hang zum Nichtsthun nicht soweit, daß sie nicht in ihren Wohnungen, wie in ihren Kleidungsstücken einen gewissen Luxus zur Anwendung brächten, der von ihrem Sinne für das Anmuthige und Zierliche hinreichend Zeugniß ablegt. Während sie schwere körperliche Anstrengungen am liebsten vermeiden, haben sie ihre Umgangsformen mit Europäern und unter sich mit besonderer Sorgfalt ausgebildet; die große Höflichkeit, mit der sie den Europäern begegnen, berührt stets aufs angenehmste und hat ihnen das Prädikat der zugänglichsten und lebenswürdigsten unter den Südsseeinsulanern eingetragen. Mit einer gegen die übrigen Inselbewohner abstechenden Decenz in Worten und Benehmen verbinden sie große Gastfreiheit, Freigebigkeit und stete Hilfsbereitschaft. Im Verein mit großem Muth und leicht erregbarer Kampfeslust hat allerdings die letztere Eigenschaft viel zur Zerrüttung der staatlichen Verhältnisse beigetragen, denn sie folgten beim Ent-

stehen eines Streites zwischen zwei Dörfern oder Häuptlingen nur zu gern dem Sinne des Wortes: Des tapfern Mannes Behagen sei Parteilichkeit.

Daß ihre Nahrung der Hauptsache nach aus Pflanzenstoffen besteht, kann nicht Wunder nehmen nach dem, was oben über die Thierwelt der Inseln gesagt ist. Zugleich gereicht aber dieser Mangel an fleischgebenden Thieren ihnen selbst zu großem Vortheil, denn es ist eine bekannte Thatsache, daß, je wärmer das Klima wird, die Nahrung eine um so leichtere und von konsistenteren Stoffen freiere werden muß, wenn nicht heftige Krankheiten eintreten sollen, ein Naturgesetz, dem sich selbst die Fleischfresser *par excellence*, die Engländer, unterwerfen müssen. Doch muß zur Steuer der Wahrheit gesagt werden, daß die Samoaner die Fleischnahrung nicht nur deshalb seltener genießen, weil sie ihnen schädlich dünkt, sondern auch deshalb, weil die meisten schlachtbaren Thiere aus Australien herbeigeschafft werden müssen, sehr theuer sind und in Folge des unregelmäßigen Verkehrs mitunter Mangel daran eintritt. Fast nur an hohen Festtagen genießt der Samoaner seinen Schweinebraten, an den übrigen Tagen sättigt er sich mit Pflanzenkost; an wurzelartigen Nahrungstoffen, wie Dams und Taro, sowie an Fruchtarten, wie Brodbaum und Bananen, herrscht kein Mangel. Besonders der Brodfruchtbaum, der eine ganz geringe Pflege beansprucht, ist sehr ergiebig und neun Monate hindurch mit saftigen Früchten geschmückt, die während der unfruchtbaren drei Monate sich leicht aufbewahren lassen. Man sagt, daß drei Brodfruchtbäume hinreichen, um einen Menschen zu ernähren. Und endlich möge die Kokospalme, deren vielseitige Verwendbarkeit von je das Staunen der Menschen erregt hat, genannt werden. Neben den Erzeugnissen des festen Landes zieht der Samoaner auch die eßbaren Stoffe des Meeres zu seiner Ernährung heran; hauptsächlich gilt dies von den zahlreichen Schildkröten und Fischen. Letztere mit Salz bestreut und roh verzehrt machen die Lieblingsspeise der sämmtlichen Südseeinsulaner aus, die ihnen selbst die Missionäre nicht haben abgewöhnen können. Eßbare Muschelthiere gelten bei ihnen als eine eben so große Delikatesse wie bei den Europäern die Austern. Auch was die Zubereitung der Speisen betrifft, stehen die Samoaner keineswegs auf einer niedern Stufe, sie verstehen es z. B. durch Eingrabung der Brodbaumfrüchte eine Art gegohrener Speise herzustellen, und auch in Zusammenstellung verschiedener Stoffe verrathen sie ein ziemliches Geschick. Eigenthümlich ist der Gebrauch, daß die Bereitung der Speisen, das Backen des Brodes bei ihnen den Männern zufällt, er findet aber vielleicht darin seine Erklärung, daß die auch bei ihnen gebräuchliche Erzeugung des Feuers durch Reibung zweier Holzarten von verschiedener Härte nur den kräftigen Armen der Männer gelang. Einheimische alkoholhaltige Getränke waren ihnen vor der Verührung mit Europäern unbekannt, sie tranken die über sämmtliche Inseln verbreitete Kawa. Diese wird aus den Wurzeln der Yankona

(piper methysticum) bereitet. Der Hergang dabei ist etwa folgender. Die doppelt daumendicke, knotige und verästelte grüne Wurzel wird in mundgerechte Stücke zerschnitten und in der Regel von jungen Mädchen oder Knaben mit den Zähnen zermalmt. Ist ein Bissen fertig gekaut, so wird er mit Daumen und Zeigefinger aus dem Munde geholt und als wohlgeformtes rundliches Häufchen in eine große Schale gelegt. Wenn so genügender Stoff vorbereitet ist, so gießt man Wasser aus hohlen Kokosnüssen dazu und vermenget und filtrirt die Masse. Das Trinken derselben geschieht unter ganz bestimmten Ceremonieen. Trunkenheit erzeugt dieses abgußartige Getränk niemals, wohl aber verspürte ein Reisender nach Kawagenuß eine Neigung zum Erbrechen und starke Schweißabsonderung. Gemeinschaftliche Mahlzeiten der ganzen Familien finden täglich einmal statt und zwar um Abend: den übrigen Theil stillt jeder seinen Appetit da, wo er ihn fühlt und wo er etwas Eßbares findet. Bei der Hauptmahlzeit dienen anstatt der Schüsseln und Gläser Kokoschalen, anstatt der Teller Blätter; der Gebrauch von Löffel und Gabel ist unbekannt.

Männer und Frauen tragen meist dieselbe Kleidung: einen Schurz (titi) entweder aus Pflanzenstoffen (z. B. den Blättern der *cordyline terminalis* oder Hibiscusfasern) oder Rattunstückchen bestehend, der bei den Männern in Form eines fußgroßen Quadrates die Vorderseite verdeckt, bei den Frauen dagegen rings um den Leib geht. Die Frauen wissen auch aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes Zeuge zu bereiten, die sie mit Pflanzenstoffen oder Thon färben. An hohen Festtagen treten an Stelle der titi Matten, die von den Frauen mit auffallendem Geschmack und in großer Feinheit geflochten werden; aber auch dann bleibt der Oberkörper unbekleidet. Diese ihre ursprüngliche Kleidung haben sie aber unter dem Einfluß der Missionäre abgelegt und mit einer langer Kutte vertauscht, welche den plastisch schönen Körpern der Leute eine bedenkliche Lehnlichkeit mit wandelnden Säcken verleiht. Diese von den Missionären mit besonderer Absicht gewählte Einhüllung, die zuerst in Tahiti aufgebracht wurde, heißt tiputa. Das Haar tragen die Männer schlicht herabhängend oder in einen Knoten geflochten, auch verstehen sie es, künstliche Locken zu bilden, indem sie ihr Haupthaar um Kokospalmenrippen wickeln. Die Frauen dagegen schneiden merkwürdigerweise ihren natürlichen Kopfschmuck ab, sobald sie sich verheirathen; nur zwei Locken verschonen sie, die sie sich nicht ohne Koquetterie in's Gesicht hängen lassen. Während in heidnischen Zeiten der Kopf unbedeckt blieb, haben die Missionäre den Männern unförmliche Strohhüte, den Frauen unschöne Hauben angewöhnt. Beide Geschlechter lieben Hals- und Armbänder, die sie aus rothen Federn, Schildpatt, Haifischzähnen, Korallen oder Blumen herstellen. Auch das Tätowiren ist Sitte, und zwar lassen sie

dies von besonderen Fachkünstlern unter den herkömmlichen Ceremonieen vollziehen. Das Bestreichen der braunen Körper mit Farbe geschieht nur bei Kriegern.

Die Häuser, welche eine nicht zu verkennende Aehnlichkeit mit umgekehrten Rähnen haben, sind überaus nett und zierlich gebaut. Die Hauptstütze bilden, in der Mitte stehend, drei kräftige Stämme, von denen aus die Sparren zu den Seitenpfosten laufen. Auf diesen befestigt man mit Kokosbaststricken Zuckerrohrblätter als dichten Schutz gegen Regen und Sonnenschein. Der Eingang zur Wohnung, des Tages offenstehend, wird Nachts mit einer groben Kokosmatte geschlossen. Der Boden der Hütte ist ebenfalls mit Matten von verschiedener Feinheit bedeckt, in der Mitte brennt auf einer Art von Herd ein Feuer, welches aber weder zum Braten noch zum Kochen benutzt wird — denn dies geschieht stets außerhalb des Hauses —, sondern den Zweck hat, durch seinen Rauch die Moskito's zu vertreiben. Diese Hütten treten selten vereinzelt, meist in Geselligkeit als größeres oder kleineres Dorf auf, das dann nach einem gewissen Plane mit reingehaltenen Straßen angelegt wird. Jedes Dorf erbaut sich aber auch eine besonders große und schöne Hütte, welche, je nachdem, die Stelle des Rathhauses, des Tempels oder Gasthauses vertritt.

Da die herrliche Natur der Samoa-Inseln, selbst auf die geringste Anregung hin, außerordentlich reiche Früchte bietet, so ist der Landbau nur wenig entwickelt. Die Kultur, mit einem spatenartigen Stocke ausgeführt, bezieht sich in der Hauptsache auf die Nährpflanzen, besonders auf Taro, Yam's, Banane, Brodfrucht, Zuckerrohr und Kokos, von dem die Insulaner so ziemlich alles zu verwenden wissen. Der Kern dient als Nahrungsmittel, die Milch als Getränk, die Schalen als Eßgeräthe, die Faser zu feinen Matten und Tauwerk, die Stämme zu Pfosten, die Blätter zur Dachbedeckung und Körben. Die Viehzucht beschränkt sich auf das Schwein, den Hund, das Huhn und die Taube; Jagd treiben die Samoaner etwas eifriger als die übrigen Polynesier, leidenschaftlich aber sind sie nur dem Fischfang ergeben, bei dem sie eine bewunderungswürdige Behendigkeit im Bootfahren, Schwimmen und Tauchen entwickeln.

Die hohe geistige Begabung der Insulaner macht es begreiflich, daß sich bei ihnen ein vielseitig ausgebildetes Religionsystem vorfand. Ihre polytheistische Naturreligion kennt theils wirkliche Götter, theils eine Art Heroen, ohne daß jedoch in der Art oder in dem Grade der Verehrung ein erkennbarer Unterschied hervorgetreten wäre. Die Gesamtheit aller Götter (aitu) theilte sich nach ihren Funktionen in vier Hauptarten, je nachdem sie den ganzen Staat, den Distrikt, das Dorf oder die einzelne Familie beschützten. Bigotterie kann man den Insulanern nicht vorwerfen, sie zeigten weder allzugroße Ehrfurcht noch Angst vor ihren Göttern; es überwog bei ihnen ein Zug göttergestaltender Phantasie und höchst fruchtbarer Mythenbildung. Die verhältnißmäßig größte Ver-

ehrung genoß Tangaloo, der Schöpfer der Welt und der Menschen. Ueber den Schöpfungsakt gab es einen merkwürdigen Mythos. Tangaloo, der große Gott der im Himmel wohnt, schickte den Vogel Tuli, eine Art Schnepfe, seine Tochter, herab, um zu sehen, wie es unten zugeht. Sie brachte die Nachricht, daß sie nichts als das Meer gefunden habe. Hierauf rollte Tangaloo einen Stein vom Himmel herab, der Savaii bildete, einen andern, aus welchem Upolu entstand, und so fort, bis sich endlich die ganze Inselgruppe aus dem Meere erhob. Dies genügte jedoch dem Vogel Tuli nicht, er flog wiederum hinauf zum Vater, ihn zu bitten, daß er den neugebildeten Ländern auch Bewohner gebe. Hierauf befahl Tangaloo, den wilden fue-fue-Strauch zu pflanzen, ihn später auszureißen und auf einen Haufen zu werfen, woraus die Würmer entstanden. Diesen wurden später durch Tuli Geister einverleibt, so daß sie sich zu Mann und Weib herausbildeten. Eigenthümlich war der Glaube, daß jede Gottheit sich einen bestimmten Gegenstand, z. B. ein Geräth, einen Stein, eine Pflanze, zum Aufenthalt wähle, und daß diesem etu des Gottes, nicht dem Gotte selbst Verehrung gewidmet werden müsse. Eine besondere Priesterkaste scheint es nicht gegeben zu haben, sondern zum Familiengotte betete der Familienvater, zum Dorfgotte der Dorshäuptling u. s. w., so daß der summus princeps auch der summus episcopus war, ohne daß er sich jedoch einer besonderen Infallibilität in Auslegung von Glaubenssätzen hätte rühmen dürfen. Die Verehrung selbst bestand in Gebeten und Anrufungen nach bestimmten Formeln und in Opferhandlungen, mit denen in der Regel Mahlzeiten verbunden waren. Auf die Gestaltung des bürgerlichen Lebens übte die Religion durch die Tabufagung bedeutenden Einfluß. Alles was tabu, d. h. der Gottheit oder einem Häuptling heilig war, durfte bei harter Strafe nicht berührt werden. Erwähnenswerth ist noch der Glaube, daß die Abgeschiedenen, deren Seelen für unsterblich galten, durch ein Loch auf dem Westende von Savaii in die Unterwelt gelangen, in der sie ein dem irdischen entsprechendes Leben führen und die sie Nachts verlassen. Die Vornehmen besitzen eine besondere Unterwelt, eine Art Walhalla, in der sie ihre Ewigkeit unter der Oberleitung eines Gottes Vergnügungen widmen. Während man die Todten gewöhnlichen Schlages unmittelbar nach dem Tode begrub, wurden die abgeschiedenen Häuptlinge je nach ihrem Range mehrere Tage lang bis zu einem Monate ausgestellt und erst dann prunkvoll beigelegt. Allen Gestorbenen aber wurde eine lebhafteste Todtenklage nachgerufen.

Die ursprünglichen staatlichen Einrichtungen sind ganz eigenartig und legen ebenfalls Zeugniß von den natürlichen Anlagen des Volkes ab. Nach Turner zerfielen die sämtlichen Inseln in zehn Distrikte, die möglicherweise in früherer Vorzeit eine größere Selbständigkeit behaupteten als damals, wo der genannte

Missionär sie kennen lernte. Diese Distrikte theilten sich wieder in einzelne kleinere Bezirke, die in der Regel aus einem oder mehreren Dörfern bestanden. Man könnte sie etwa politische Gemeinden nennen. Diese setzten sich wiederum aus einer unbegrenzten Anzahl Familien zusammen, an deren Spitze der tulakule, das Familienhaupt, stand. Letzterer war in der Regel eine ältere männliche Persönlichkeit, die nach Art der Patriarchen mehrere Familien unter ihrer Herrschaft vereinen konnte. Die Würde des tulakule erbte sich meistens vom Vater auf den Sohn fort, doch nicht mit unbedingter Nothwendigkeit. Es konnte der Fall vorkommen, daß nach dem Abscheiden des tulakule die stimmberechtigten Mitglieder der Familie seinen Erbsohn ausschlossen und einen andern Sohn desselben oder selbst — wenn auch selten — einen Nichtfamilienangehörigen mit dieser Würde betrauten. Die Gesammtheit der tulakule bildete eigentlich die Hauptmacht des Staates. An der Spitze jeder Gemeinde, jedes Distriktes, wie des ganzen Staates stand zwar jedesmal ein Häuptling, aber diese hatten an und für sich nur eine Art administrativer Gewalt, indem sie ihre Befugnisse nach herkömmlicher Sitte und altem Brauch ausübten; bei jedem neuen oder wichtigen Ereigniß aber durften sie nicht auf eigne Faust handeln, sondern der Gemeindegäuptling mußte in solchen Fällen die tulakule der Gemeinde, der Distrikthäuptling diejenigen seines Bezirks zu einer Berathung versammeln, in der nach sorgfältiger Prüfung des Für und Wider nur nach ordentlicher Abstimmung der auszuführende Beschluß gefaßt wurde. Von einer solchen Versammlung erzählt Lieutenant Charles Wilke\*): „Die Verhandlungen wurden mit großer Feierlichkeit geführt, allein es war ein merklicher Unterschied zwischen diesem Tono und der Feierlichkeit bei den Rathsversammlungen unserer Indianer. Die der Samoaner erschien ruhiger, die Art, wie die Geschäfte geführt wurden, zeugte von größerer Feinheit. Bei allen Zusammenkünften herrscht eine strenge Ordnung des Vorrangs, welche alle recht wohl zu kennen scheinen. Alle Unterhaltung wurde nur in flüsterndem Tone geführt. Man sieht nie einen in Gegenwart eines Höheren stehen, und mit ausgestreckten Beinen dazusitzen wird für unanständig gehalten.“ Dabei entwickelten sie eine Gewandtheit der Rede und zeigten eine parlamentarische Schulung, welche den Amerikaner in Staunen versetzte. Wie die Würde der tulakule, so ist auch die der Dorfhäuptlinge (alii) erblich, doch mit denselben Einschränkungen, wie sie oben angeführt wurden. Da die Regierung im Grunde genommen auf republikanischen Grundsätzen beruhte, so war die offizielle Machtstellung der Häuptlinge ziemlich unbedeutend und auf einige Vorrechte, z. B. auf Befreiung von Beiträgen zu Geschenken, Anspruch auf

\*) Narrative of the United States exploring expedition during the years 1838 — 42 5 vols. London 1845.

äußere Vorrechte u., beschränkt, wenn nicht etwa der jeweilige Inhaber der Würde durch die Bedeutung seiner Persönlichkeit oder durch mächtige Verwandtschaft einen weiterreichenden Einfluß erlangte. Die Häuptlinge der zehn Distrikte genossen das Vorrecht, sich Könige (tui) nennen lassen zu dürfen, waren aber im übrigen ebenso auf die Zustimmung der tulafuli ihres Distrikts angewiesen wie die übrigen Häuptlinge. Ueber allen endlich thronte als Oberkönig das Oberhaupt des ganzen Staates, eine Würde, die in zwei Familien erblich ist, innerhalb der letzten Jahrhunderte aber, abgesehen von den jüngsten Verwickelungen, in der Familie der Malietoa sich behauptete. Wie die Unterthanen, wenn man sie unter solchen Verhältnissen so nennen darf, keinerlei Staatssteuer entrichteten, so erhielten auch die Häuptlinge keine Gehälter. Es waren erhebliche Ehrenämter, denen sie vorstanden. Daß bei dem Mangel an geschriebenen Gesetzen sich die eine oder andre Persönlichkeit in den Vordergrund zu drängen und das Herkommen zu durchbrechen suchte, kam begreiflicher Weise häufig vor und gab dann bei der lebhaften Parteinahme und bei den weitausgebreiteten Familien-Verwandtschaften in der Regel Veranlassung zu einem allgemeinen Kriege. Aber auch die Einrichtung der Gemeinden und Distrikte führte zu manchem Konflikt, der alle Bewohner in Mitleidenschaft zog und den leicht erregbaren Kampfesmuth der Insulaner entflamte. So kam es, daß das Kriegsgeschrei nur selten verstummte, und die Leute eigentlich unter stetem Kampfe lebten, der die ursprünglichen politischen Verfassungen nach und nach zertrümmerte. Auch für den Kriegsfall gab es übrigens bestimmte Vorschriften. Jeder Erwachsene war zum Kriegsdienste verpflichtet, jedes Dorf oder jede Gemeinde hatte ihre bestimmte Aufgabe, entweder als Vorhut, Mitte oder Nachhut zu kämpfen, und erhielt demgemäß ihren Beuteanteil. Die einzelnen Abtheilungen unterschieden sich durch Abweichungen in den Haartrachten und den Zierrathen des Kopfes. Aufschauern und plötzliche Ueberfälle bildeten die Hauptstärke ihrer Taktik. Allgemeine Kämpfe in offener Feldschlacht erfolgten nur nach vorhergegangener Herausforderung. Den Besiegten erwartete keine Schonung. Die gefangenen Krieger wurden ohne Unterschied getödtet, die Frauen in Gefangenschaft geführt, die Dörfer zerstört, die Felder verwüthet, und nur die außerordentliche Fruchtbarkeit bewahrte bei dieser grausamen Kriegsführung die Inseln vor Verödung. Sah sich die eine Partei soweit reduziert, daß sie um Frieden bitten mußte, so warfen sich ihre Häuptlinge, Brennholz, Bambus und Steine (wie zur Anlegung eines Ofens) tragend, vor den Siegern nieder und warteten stumm und ergeben, ob es diesen gefiel, ihre Unterwerfung anzunehmen oder zurückzuweisen. Im letzteren Falle wurden sie sogleich getödtet, im ersteren wurden sie sammt ihrem Volke tributpflichtig. Als Waffen gebrauchten sie den starken mit Rochen-

Grenzboten III. 1879.

stachelspizigen versehenen Speer, schwere Keulen von hartem Holze in verschiedenen Formen, und Schleudern: an ihre Stelle sind neuerdings die Feuerwaffen getreten.

Noch erübrigt es, darauf hinzuweisen, daß nicht nur Staats- und Kriegs-, sondern auch Zivil- und Strafgesetze, wenn auch ungeschrieben, in Geltung waren. Auf Mord und Ehebruch stand die höchste Strafe: der Tod. Nur wenn der Thäter entflohen war oder sich auf andre Weise der rächenden Nemesis entzogen hatte, begnügte man sich mit Einziehung des Vermögens. Diebstahl dagegen und Beleidigungen wurden mit Geld gebüßt; mitunter verstieg man sich auch hier zu harten Leibesstrafen, die jedoch durch den Einfluß der Missionäre außer Wirksamkeit geriethen.

Bremen.

A. Doppel.

---

## Aus dem Familienleben Napoleon's I.

Vor kurzem hat Graf Paul de Rémusat begonnen, die Memoiren seiner Großmutter, der Frau v. Rémusat, herauszugeben, der Mutter des berühmten Ministers und Schriftstellers dieses Namens, der sich auf philosophischem, publizistischem und staatswissenschaftlichem Gebiete einen gleich geachteten Namen erworben hat. Die Gräfin Rémusat, eine geborene Gravier de Bergennes, gehörte als Palastdame der Kaiserin Josephine zu den besteingeweihten Personen des napoleonischen Hofes. Ihr Gemahl bekleidete schon unter dem Konsulat Napoleon's die Stelle eines Intendanten und war unter dem Kaiserreich Kammerherr. Schon vor einigen Jahren hat der berühmte Sohn der hochgebildeten Frau ein nachgelassenes Werk derselben: *Essai sur l'éducation des femmes* (Paris, 1874) veröffentlicht; größeres Aufsehen jedoch versprechen die jüngsten Publikationen ihrer Memoiren zu machen, die wir dem Sohne des ebengenannten, dem Grafen Paul v. Rémusat, verdanken, demselben, welcher von 1857 an längere Zeit zu den verdienstvollsten Mitredakteuren des *Journal des Débats* gehörte. Nachdem sein Vater 1870 das Portefeuille des Aeußeren übernommen hatte, trat auch er in den Staatsdienst und begleitete als Kabinettschef Thiers auf seiner bekannten Rundreise an den Höfen Europa's. Die vorliegende Schrift, welche schon wegen des geachteten Namens des Herausgebers Beachtung verdienen würde, ist geeignet, das höchste Interesse zu erregen, weil wir darin Aufschlüsse über das Familienleben des großen Korsen finden, wie